



Franz Walter

Rebellen, Propheten und Tabubrecher

Politische Aufbrüche
und Ernüchterungen
im 20. und 21. Jahrhundert

Franz Walter: Rebellen, Propheten und Tabubrecher

V&R Academic

Franz Walter: Rebellen, Propheten und Tabubrecher

Franz Walter: Rebellen, Propheten und Tabubrecher

Franz Walter

REBELLEN, PROPHETEN UND TABUBRECHER

Politische Aufbrüche und Ernüchterungen
im 20. und 21. Jahrhundert

Vandenhoeck & Ruprecht

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
ISBN Print: 9783525301852 — ISBN E-Book: 9783647301853

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-30185-3

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Umschlagabbildung: Proteste gegen die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den Präsidenten des Senegal, Leopold Senghor: Studentenfürer Daniel Cohn-Bendit überwindet eine Polizeiabsperrung an der Paulskirche (22.9.1968) © Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a.M., Signatur: S7Wei_2021_20, Foto: Kurt Weiner

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: textformat, Göttingen | www.text-form-art.de

Inhalt

Der historische Moment

Zur Einleitung	7
--------------------------	---

REBELLISCHE JUGEND UND IHRE VORDENKER

1. Der große Aufbruch im Jahr 1913	23
2. Die verlorene Generation und ihr heroisches Idol	38
3. Abschied von den Gurus?	50
4. Hermann Heller – der gute Lehrmeister?	62
5. Die neue Linke entdeckte den alten Kündler der Revolte: Herbert Marcuse	78
6. Der undogmatische Frühling im Herbst studentischer Mescaleros	95
7. Friedensbewegt – und kommunistisch gesteuert?	104
8. Vor einer Renaissance sozialer Jugendrevolten?	115

RADIKALDEMOKRATIE, TABUBRÜCHE UND ABWEGE DES LIBERALISMUS

1. Die seltsamen Pfade der Jugend im Liberalismus	125
2. Sozialliberale und Radikaldemokraten	139
3. Die Jahre der gezielten Tabubrüche	148
4. Grüne Pädophiliedebatte im Schatten des Liberalismus	159

KONSERVATIVE PORTRÄTS

1. Der einsame politische Asket: Heinrich Brüning	171
2. Mann der Heimat: Heinrich Hellwege	186
3. Bundespräsident der Gegenreform? Karl Carstens	216
4. Konservatismus als politische Technik und sonst nichts? Von Adenauer bis Merkel	228
5. Blick in die Schweiz. Der plebiszitäre Tribun: Christoph Blocher	238

6 Inhalt

**AUFSTIEG UND BRUCH
DES DEMOKRATISCHEN SOZIALISMUS**

1. Bebel-Ebert-Brandt im sozialdemokratischen Schicksalsjahr 1913	247
2. Die Tragödie der Generation Scheidemann, Müller und Wels	259
3. Politische Spaltung der Sozialdemokratie, soziale Spaltung der Arbeitnehmerschaft: Von der USPD bis zur Agenda 2010	278
4. Eine andere Zerfallsgeschichte: In der früheren sächsischen Hochburg	297

WEICHENSTELLENDEN ZEITEN

1. 1979: Das ungleichzeitige Jahr	313
2. Die 1990er Jahre: Veränderung und Stillstand	327
3. Nach dem Crash: Unternehmer heute	341
4. Postchristliche Verhältnisse? Amtskirchen in Deutschland	345
Anmerkungen	355

Der historische Moment Zur Einleitung

Für dieses Buch sind weite Strecken zurückgelegt worden. Historisch beginnt einiges ab Ende des 19. Jahrhunderts. Vieles klingt in der unmittelbaren Gegenwart aus. Und in langen Aufenthalten werden Schauplätze des 20. Jahrhunderts besichtigt und ausgemessen. Auch thematisch ist das Feld eher weit angelegt, da es um soziale Bewegungen und politische Ideen geht, um die langen Entwicklungen im Sozialismus, Liberalismus, Konservatismus gleichermaßen. Der Blick richtet sich auf einzelne Figuren und Repräsentanten, ebenso auf kollektive gesellschaftliche Strukturen und immer wieder auf Sinnhorizonte, Einstellungen, geistige Klimata im Wandel der Zeit und ihre zähe Beharrungskraft über alle Wechsel von spektakulären Ereignissen und institutionellen Transformationen hinweg.

So allerdings präsentiert sich der Publikationskorpus nicht aus einem Zuschnitt. Über die sehr privaten Gründe für den Mosaik- und Bausteincharakter des vorliegenden Buches wird zum Schluss dieser Einleitung noch etwas gesagt werden. Zunächst aber schauen wir auf das, was die folgenden Geschichten, Porträts und Analysen verbindet, worin die öffnenden Fragen und Erkenntnisbedürfnisse liegen, welche Landkarte für die lange Route existiert, was am Ende an Einsichten stehen mag.

Beginnen wir mit den zentralen Begriffen und Perspektiven. Immer wieder stoßen wir bei der historischen Betrachtung von Momenten, einzelnen Jahren oder Dekaden auf verblüffend heterogene Zeitschichten, die miteinander koexistieren, sich überlappen, auch konfrontativ gegenüberstehen. Selbst Zeitabschnitte, denen man weithin eindeutige Wesenszüge attestiert – entweder als Weichenjahre gesellschaftlicher Progressivität oder als Wendepunkte einer politisch-kulturellen Gegenreform charakterisiert –, bieten immer dazu Gegenläufiges. Kurzum: Wir haben es in diesem Buch vielfach mit einer »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«¹ zu tun. Vor vier Jahrzehnten hatte dieser Begriff in intellektuellen bundesdeutschen Diskussionen noch Konjunktur. Aber er blieb doch vorwiegend Metapher und Aperçu, war Schlagwort und kein theoretisches Paradigma. Die damals an den Universitäten tonangebenden Sozialhistoriker der Bielefelder Schule bezogen die Formel von der

8 Der historische Moment

»Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« zwar zuweilen auch in Essays oder Akademieansprachen ein; doch als anspruchsvolles und taugliches Analysekonzept erkannten die meisten es nicht an.² Zu kryptisch, zu unscharf, lautete das Monitum. Im Übrigen dürfte ihnen, die ganz überwiegend Protagonisten der Modernitäts- und Fortschrittsüberzeugungen waren,³ einfach zu viel Rückwärtsge wandtheit und Vergangenheitsverständnis in der Philosophie der Ungleichzeitigkeit mitgeschwungen haben.

Der Philosoph der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« war natürlich Ernst Bloch, der die Formel in seinem 1935 in der Emigration erschienenen Werk »Erbschaft dieser Zeit« bekannt zu machen versucht hatte. Zu dieser erhofften Publizität kam es indes erst, als Bloch 1961 aus Leipzig floh, in Tübingen eine Gastprofessur erhielt und sein Buch im Frankfurter Suhrkamp-Verlag neu veröffentlichten konnte.⁴ In den 1920er Jahren, als einige Aufsätze später aus der »Erbschaft dieser Zeit« bereits veröffentlicht worden waren, hatten ebenso der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder und der Soziologe Karl Mannheim am Beispiel der unterschiedlichen Generationserfahrungen, die in einer formal gleichen Zeit zur Koexistenz heterogener, ja disparater Bewusstseinslagen, Identitäten und Rationalitätsvorstellungen führten, mit Überlegungen zur Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen auf das Problem aufmerksam gemacht.⁵ Ungleichzeitigkeiten waren in der Weltgeschichte nichts Neues, aber über lange Zeit bestanden singulare und abweichende Kulturen, Religionen, Erfahrungen überwiegend regional getrennt voneinander, begegneten sich nicht im selben Raum, lebten nicht im unmittelbaren Nebeneinander. Das änderte sich fulminant erst durch demografische Mobilitäten, Migrationsschübe, Flüchtlingswellen.

Jugend als Trägerin von Ungleichzeitigkeitsdeutungen aufgrund neuer Erfahrungen spielte ebenso bei Bloch eine wesentliche Rolle – neben den Bauern und dem alten Mittelstand, auf welche er als Zeitgenosse der großen Demokratiekrise in den 1920er/30er Jahren besonders achtete, um die Affinität dieser Schichten zu solchen Bewegungen erklären zu können, die mit Vergangenheitsversprechen ihre Anhängerschaften elektoral dynamisch erweiterten. Dass vier Jahrzehnte später, in den 1960er/70er Jahren, die tiefe Differenz in den Generationserfahrungen abermals eine gewichtige Ursache für die extreme gesellschaftliche Unruhe und Polarisierung bedeutete, ist sicher mit dem Hinweis zu illustrieren, dass in diesem Jahrzehnt

in voller Wucht die ökonomisch, politisch, auch kulturell nach wie vor stark dominierende Kriegsgeneration (oder, allerdings sehr viel weniger, die der Emigration) herrschte, nun aber ein geburtenstarker Jahrgang mit Nachkriegssozialisation und gänzlich verändertem Wertehimmel nach vorne drängte.⁶

Bloch selbst war keineswegs ein purer Parteigänger der Zukunft und Verächter rückwärtsgewandter Mentalitäten. In der Vergangenheit entdeckte er vielmehr noch nicht »Abgegoldenes«, was für Befreiungsbewegungen nutzbar und motivierend sein mochte.⁷ Vergangenheiten sah Bloch nicht simpel als Barriere oder Bremse für eine gesellschaftliche Höherentwicklung, sondern als ein viel zu wenig beachtetes Depot bislang unterdrückter oder nicht wahrgenommener historischer Möglichkeiten.⁸

Einer der wenigen Historiker, der – ohne expliziten Bezug auf Bloch – die Ungleichzeitigkeitsperspektive fruchtbar machte, war Reinhart Koselleck, zwar ebenfalls in der Geschichtswissenschaft an der Bielefelder Universität tätig, aber doch mit ganz originären Positionen. In seiner Aufsatzsammlung »Zeitschichten« hatte er dargelegt, dass historische Zeiten sich aus mehreren qualitativen Temporalschichten zusammensetzten, die aufeinander verweisen können, aber nicht vollständig voneinander abhängig sein müssen. Diese Zeitschichten konnten unterschiedlich weit zurückreichen, eine differente Tiefe ausweisen und sich in abweichenden Geschwindigkeitsausmaßen transformieren. »Das Angebot verschiedener Zeitschichten erlaubt es, verschiedene Wandlungsgeschwindigkeiten zu thematisieren, ohne in die Scheinalternative linearer oder kreisläufiger Zeitverläufe zu verfallen.«⁹ In der Neuzeit kam dem Phänomen besondere Bedeutung zu, da hier die chronologische (und man möchte hinzufügen: chronische) Gleichzeitigkeit des politischen und sozial Ungleichzeitigen Konfliktlagen zuhauf produzierte. Moderne Gesellschaften geraten so nachgerade ständig in Krisensituationen.

Beim Topos »Krise« pflegen nicht ganz wenige aufgeklärt-skeptische Sozialwissenschaftler und Historiker genervt oder gelangweilt abzuwinken. Denn der »Krisen«-Begriff ist durch allzu großzügigen Gebrauch unscharf geworden,¹⁰ dient als Etikett für allerlei Ungemütlichkeiten und Schwierigkeiten, die in großer historischer Perspektive allerdings kaum der Rede wert sind. Doch gilt das nicht für die von elementaren Spannungen, aushandlungsresistenten Klassenkonflikten und antagonistischen Normen durchdrungenen

»Ungleichzeitigkeitsjahre«; hier gibt es gute und ernsthafte Gründe, den Krisencharakter nicht herunterzuspielen. In solchen Jahren oder Phasen lassen sich mit Begriffen geringerer Dramatikweite wie »Probleme« oder »Störungen« reale Krisenlagen nicht hinreichend kennzeichnen. Viel spricht durchaus dafür, dass wir es etwa auch gegenwärtig und in naher Zukunft mit einer gravierenden Krise der Art zu tun haben könnten, wie sie uns bereits während der Trendperioden 1873 ff. und 1923 ff., abgeschwächt dann in den Jahren 1973 ff. begegnet ist. Ökonomische Einbrüche waren in allen Fällen primär. Aber ihre Wirkungen reichten weiter, strahlten in die politischen und kulturellen Bereiche der Gesellschaft aus. Erst das konstituierte die Wahrnehmung von Krisen, produzierte – wie man heute zu sagen pflegt – das Krisennarrativ. In diesem Zusammenhang wurden lange aufgebaute Erwartungen an die Zukunft enttäuscht; überlieferte Normen trugen nicht mehr zur plausiblen Deutung von Umwelt und Ereignissen bei. Allgemein gefasst: Die Wertemuster, die Handlungen zugrunde liegen, verlieren im Akt der Krise an Überzeugungskraft und Rationalität, was Unsicherheit, zunächst auch Lähmung erzeugt, dann die Erosion bisheriger Legitimationen zur Folge haben kann.

Krisen in diesem Sinne kann man als »große Transformationen« (Karl Polanyi) bezeichnen. Sie eröffnen Möglichkeitspforten für neue Ideen und Handlungsmotivationen, bieten hierdurch Gelegenheiten für gelingende Neuformierungen.¹¹ Aber sie können auch Wertedeformationen, gesellschaftliche Paranoia fördern. Diese Interpretations- und Normenschicht, also die Wertefolie im Gewebe von Krise und Transformation, soll uns hier interessieren. Hans Rosenberg, der Historiker der »Großen Depression« 1873 bis 1896,¹² hat seine Analyse nicht allein oder auch nur in der Hauptsache auf den *wirtschaftlichen* Zyklus konzentriert, sondern ebenso auf das »psychische Phänomen« dieser Jahre, auf die »Wahnvorstellungen«, die »ideologische Gärung«, die komplette »Gesinnungs-, Glaubens- und Ideenverlagerung«, die schließlich zum über Jahrzehnte andauernden Ansehens- und Bedeutungsverlust des Liberalismus beigetragen haben. Dergleichen Umwertungen bis dahin gültiger Werte lassen sich ebenfalls während und im Gefolge der Hyperinflation 1923¹³, dann im Zuge der vielfach traumatisch erlebten Deflation in den frühen 1930er Jahren beobachten – mit den bekannt schwergewichtigen Folgen für politische Mentalitäten und das politische System.¹⁴ Die Monate des ersten

Ölpreisschocks 1973/74, der zeitgleich mit inflationären Entwicklungen und Vorboten einer Rezession aufkam, hatten ein für die weiteren 1970er Jahre dann typisches kollektives »Gefühl der Ungewissheit«¹⁵ erzeugt. Inspiriert von Rosenberg haben Historiker¹⁶ überdies häufig darauf hingewiesen, dass solche Transformationsprozesse nur schwer konstruktiv zu steuern sind, wenn die großen gesellschaftlich-politischen Herausforderungen sich in einem engen Zeitraum überschneiden oder »verschürzen«¹⁷.

Über diese Konstellation geht es häufig im vorliegenden Buch. Denn das ist der Moment, den Anführer fundamental orientierter sozialer Bewegungen brauchen – die Schöpfer und Apostel eines neuen Denkens, die Idole einer aufgewühlten Jugend, die Prediger revolutionärer Ideen, die Magier des großen Wortes, die Feuerköpfe der befreienden Tat, aber auch die Frontideologen der Gegenrevolte.¹⁸ Dieser Typus hat uns interessiert. Er war nie Held von Geburt aus. Seine Ausstrahlung hielt kaum ein Leben lang. Er war angewiesen auf den richtigen Moment, wenn die bisherigen Legitimationsgrundlagen zerbrachen, traditionelle Deutungsmuster nicht mehr überzeugten, überkommene Institutionen nicht mehr trugen, bewährte Alltagsroutinen bedrohlich ins Rutschen gerieten. Dann kamen die neuen Heilande mit ihren Erlösungsverprechen zum Zuge. Zuvor hatte man sie, soweit überhaupt wahrgenommen, oft als schräge Sonderlinge abgetan. Und war der historische Moment vorbei, erlosch auch wieder ihre Strahlkraft; es wurde einsam um sie. Späteren Generationen war kaum noch verständlich zu machen, warum diese Figuren eine begrenzte Zeit so begeistern konnten, was so faszinierend an ihren Reden und geistigen Ergüssen gewesen sein sollte. Nach Jahren wirkte das meiste nicht selten lediglich skurril und exaltiert.

In der Tat: Charismatische Führungskraft ist höchst labil und zeitlich eng befristet; als Ressource in der Politik besitzt sie wenig Stabilität und Dauer. Vor allem obliegt es nicht der Person selbst, jederzeit aus freiem Willen ihre rhetorischen und inszenierenden Stärken einsetzen zu können. Die Aura, die temporär da ist, wird der Person von den Zuhörern, Schülern, Anhängern und jubelnden Massen zugesprochen. Insofern sagt die besondere Wirkung des politischen Tribuns oder spirituellen Messias in erster Linie etwas über Ängste, Sorgen, Hoffnungen und Träume in der jeweiligen Zeit einer Gesellschaft, die ihre Erwartungen in den Heilskünder hineinprojiziert.

Solche Heilspropheten begaben sich – wie im Folgenden oft zu sehen sein wird – bevorzugt auf die Suche nach jungen Anhängern. Denn Erwachsene mit geronnenen Weltbildern waren kein fruchtbarer Acker für Demiurgen eines neuen Glaubens, einer radikalen Abkehr vom Alten. Daher priesen die Ideenstifter der neuen Wege den »gärenden« Most« der Jugend, welche noch formbar und tief zu imprägnieren war. Mit dem Anschluss an ihre Meister durften sich die jugendlichen Jünger zu den Auserwählten, zu einer exklusiven Elite und Avantgarde rechnen. Bezahlen mussten sie das mit absoluter Hingabe, ja Unterwerfung gegenüber der jeweiligen Kultfigur.¹⁹ Dass ein solches Verhältnis zu mindestens seelischem Missbrauch einlud, wird an einigen Stellen des Buches, die den Binnenraum von lebensreformerischen Kleingemeinschaften und erzieherisch-politischen Kaderzirkeln ausleuchten, deutlich.

Daher überwiegt in der Literatur nicht zu Unrecht die Kritik an den pathologischen, unzweifelhaft gefährlichen Zügen von Meister-Jünger-Gesellungsformen. Und fraglos sind Beispiele und Belege dafür, wie herrschsüchtige Gurus ihre Anhänger seelisch gebrochen, zum Instrument gar oft schnöder kommerzieller Interessen gemacht haben, nicht gering. Andererseits hat man zuletzt weder publizistisch noch wissenschaftlich allzu sehr auf positive Möglichkeiten kleiner Kadergruppen und geistig homogener Zirkel auch nur geschaut. Die Kategorien für die Analyse von Wahrnehmungsdefiziten, Binnenzentriertheit, von autodestruktiven Kräften und Deformationen solcher autoritär-hierarchisch geführten Gruppen sind im Methodenkasten der Sozialwissenschaft üppiger präsent als Begriffe, welche den Blick auf Vorzüge einer solchen Assoziationsform zu schärfen vermögen. Doch nicht alles aus deren Normendepot geriet unweigerlich und stets in das trübe Gewässer von Manipulationen und Pervertierung des ursprünglichen Anliegens. Die Energie, die in diesen Zirkeln freigesetzt wurde, die Werteverbindlichkeit, die Überzeugung von einer spezifischen Mission, dann das Ethos, Botschaft und Handlungsweise zusammenzubringen und für den eigenen Alltag zur Regel zu machen, haben gerade in besonderen historischen Situationen ungewöhnliche Leistungen hervorgebracht. Auch das soll hier gezeigt werden.

Zwiespältig fiel ebenfalls häufig die Rolle der unmittelbar politischen Intellektuellen und Theoretiker aus. Sie gaben sozialen Protesten und Bewegungen, die nach amorphem und oft spontanem Aufbruchsbeginn um konzeptionelle Ideen und Verbindlichkei-

ten rangen, eine spezifische Semantik und in die weite Zukunft reichende Sinnzusammenhänge. Ihnen kam die Aufgabe zu, aus Erfahrungsfragmenten eine kohärente Erzählung über den Ausgang, die Entwicklung und das große Finale der sozialen und politischen Strömung, der sie sich als Kreatureure und Wächter des Überzeugungskanons anempfehlen, zu konstruieren. Das verlieh Bewegungen, wie jener der um bessere soziale Bedingungen kämpfenden Arbeiter, erst spezifische Gestalt, eindeutigen Inhalt und prononciertes Selbstbewusstsein²⁰, das stellte die Partei, die sich hierauf sattelte, auf eine beträchtliche Dauer, die narrationslosen Zusammenschlüssen regelmäßig abging. Aber nicht selten kam zudem ein ordentlicher Schuss Dogmatismus, programmatische Verbohrtheit und chiliastischer Endzielwahn über die Intellektuellen und Theoretiker in die ursprünglich ideologisch ungenauen und elastischen Sozialbewegungen wie Parteien hinein.

Die Bedeutung solcher Intellektueller war in der deutschen Politik- und Kulturgeschichte vor 1933 beträchtlich, hat nach 1945 wohl an Gewicht verloren, ist aber bis in die 1970er Jahre noch gut erkennbar. In diesem Jahrzehnt der sozialliberalen Regierungszeit sahen Professoren, die sich ins konservative Abseits gedrängt fühlten, die Epoche einer »neuen Priesterherrschaft«²¹, wie es der Soziologe Helmut Schelsky ausdrückte, anbrechen. Damit waren weder katholische Jesuiten noch protestantische Pastoren gemeint. Schelsky hatte eine neue Priesterklasse von »Sinnproduzenten«, »Reflexionseliten«, »Meinungsherrschern«, von »Lehrenden« und »Sozialbetreuern« im Visier, die sich im Zuge der 68er-Revolution und der sozialdemokratischen Reformrhetorik auf den langen Marsch zur Unterminierung der freiheitlichen Gesellschaft aufgemacht hätten und kaum mehr zu bremsen seien.

Schaute man auf die linken Kadergruppen jener Jahre, auch auf Jusos oder Jungdemokraten, auf Protestinitiativen und oppositionelle Kampagnen, dann musste man Schelskys apodiktisches Orakel wohl nicht gleich teilen, aber in einem schien er recht zu haben: Bei den sozialen Bewegungen seiner Zeit bestimmten tatsächlich häufig Studenten der Soziologie und Politologie, Studienräte für Sozial- oder Gemeinschaftskunde, Professoren der Sozialwissenschaft, Sozialarbeiter, Theatermacher, Stückeschreiber das Bild. Nur: Gut vierzig Jahre nach der düsteren Prognostik Schelskys ist der bürgerliche Staat immer noch nicht durch klandestine operierende Sozialpriester zerschlagen worden. An K-Gruppen erinnert

sich auch kaum noch jemand. Und der Typus des Sozialkunde-referendars mit gesellschaftstranszendierendem Furor hat sich ebenfalls nicht expansiv vermehrt, ist erst recht nicht zum Hege-mon der deutschen Gesellschaft avanciert.

Und auch die Zuschreibung »Intellektueller« hat mittlerweile ihre frühere Aura eingebüßt. Besonders erregt jedenfalls zeigt sich das Publikum nicht mehr, wenn in einer Veranstaltung oder Sen-dung ein Diskutant als Intellektueller, Querdenker, kritischer Mah-ner angekündigt wird. Die Pose des »J'accuse«, welche die Intel-lektuellen seit den Zeiten Émile Zolas bevorzugt einnahmen,²² war irgendwann in den 1980er Jahren, spätestens mit der Installation von Internetforen abgenutzt. Im Netz stieß man schließlich Tag für Tag millionenhaft auf zornige, chronisch anklagende *User*. Die kri-tische, mindestens misstrauische Haltung, die einst couragierten Außenseitern vorbehalten war, wurde seither zur vorherrschenden Attitüde, zum rhetorischen Alltagsreflex des Mainstreams. Der an-onyme Blogger ersetzte die früheren Stars der Gruppe 47.

Die klassischen Intellektuellen reüssierten demgegenüber in Zeiten, als sie denjenigen mit Erfolg ihre Stimme anbieten konn-ten, die sich zur eigenen wirksamen gesellschaftlichen Artikulation nicht befähigt hielten. Die Intellektuellen lebten in der Rolle des Sprechers der Sprachlosen auf. Sie waren somit angewiesen auf den Bedarf an Repräsentation. Und daher ist es sicher kein Zu-fall, dass die Intellektuellen zeitgleich mit der Idee und den Insti-tutionen (demokratischer) Repräsentation in die Krise gerieten. Beide Seiten, die intellektuellen Vordenker und die aushandlungs-fähige parlamentarische Repräsentativität, gedeihen auf einem So-ckel an Unmündigkeit, auch an geringer Komplexität. Je deutlicher und in sich homogener die Interessengegensätze organisiert waren, je klarer der Gegensatz von links und rechts, von konservativ und progressiv ausfiel, desto einfacher hatten es parlamentarische Ver-tretungen, gesellschaftliche Konfliktklagen zu bündeln und zu re-präsentieren. Umso leichter fiel es intellektuellen Kadern, sozial be-nachteiligten Gruppen die Ursachen für ihr Übel zu deuten, große Ziele vorzugeben, eine leuchtende Zukunft in prallen Wortschöp-fungen auszumalen.

Doch für die einfachen Erklärungen und Zuspitzungen sind nun die dramatisierenden Lautsprecher von rechts zuständig. Und zur Ausdeutung der vorherrschenden gesellschaftlichen Unüber-sichtlichkeiten sind nicht mehr die klassischen Intellektuellen ge-

fragt, sondern je nach Problemaktualität die jeweils dafür ausgewiesenen Experten. Insofern war es gewiss auch nicht zufällig, dass im Zentrum der Bürgerproteste zu Beginn des zweiten Jahrzehnts im 21. Jahrhundert gegen großstädtische Bahnhofsbauten und Startbahnerweiterungen auf Flughäfen sowie kleinstädtischer Initiativen gegen Windräder und Stromtrassen nicht die »Reflexionseliten« aus Kultur- und Geisteswissenschaften standen, sondern vielmehr Ingenieure, Techniker, Informatiker, Geografen, Biologen, Chemiker, kurz: Experten, die sich zur Avantgarde des Vetos aufgeschwungen hatten.²³ Hier eröffnet sich ihnen ein thematisch klar begrenztes Feld, dem sie ihre spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten zuführen können. Mit ihrem fachlich eingeebten Kohärenzdenken passen die Technikexperten bestens in Initiativen, die aus einem Punkt entstanden sind und sich darauf strategisch konzentrieren.²⁴

Bemerkenswert ist, mit welcher Distanz, ja schroffen Ablehnung viele aus dieser Gruppe, wie wir aus empirischen Befragungen wissen, dabei intermediären Strukturen und Einrichtungen gegenüberstehen, die doch für die Funktionsfähigkeit einer hochkomplexen Gesellschaft in einem demokratischen Verfassungsstaat schwerlich entbehrlich sind. Die institutionellen Vermittlungs- und Zwischenebenen wirken auf die *Professionals* von Technik und Technokratie lediglich als Fremdkörper für fachgeleitete Entscheidungen. Das ist keine neue Erscheinung, sondern gehörte bereits nach 1918 zu den belastenden Mentalitätsfaktoren für die damals neuen parlamentarischen Demokratien in Europa, die einhergingen mit dem »Aufstieg einer neuen bestimmenden Sozialfigur – des Experten«, der ganz davon überzeugt war, »mit seinem Wissen das Leben der Menschen optimieren und die Gesellschaft ordnen zu können«.²⁵

Politik hatte diesem Denken zufolge in weiser Voraussicht Probleme zu lösen, bevor solche überhaupt erst entstehen konnten. Politik sollte sich nicht mit Reparaturtätigkeiten begnügen, sondern sich zur rationalen Gestalterin einer widerspruchsfreien Zukunft aufschwingen. Politik müsse bewusst und aktiv antizipieren, nicht erst nach langer Passivität und nur auf Druck verspätet reagieren. Doch solche Antizipierungs- und Expertenfixierungen warfen und werfen erhebliche Selbstbegründungsprobleme der Demokratie auf. Denn recht besehen geht es dabei um eine vermeintlich wissenschaftlich fundierte und daher dem

Meinungs- oder Interessenstreit enthobene Herrschaftstechnik im Verfassungsstaat. Der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn und die demokratische Willensbildung aber gehen nicht unbedingt zusammen. Die rationale Expertise müsste in der »wissenschaftlichen Demokratie« – dem »postideologischen Bevormundungsstaat«²⁶, wie Tony Judt ein solches System abschätzig qualifizierte – den Primat zwingend vor der oft irrationalen Willensäußerung des Volkes bekommen. Im Konzeptionalismus der Fachleute hat der Zufall, das Unvorhergesehene, das Überraschende, gebannt zu sein; insofern dürfen im Grunde unvorhergesehene subjektive Dissidenz, Autonomie, Eigensinn, die Freiheit zum Nein nicht zugelassen werden. Zudem sorgt die negative Dialektik etatistischer Zukunftsplanung regelmäßig dafür, dass in Problemlösungen lange ignorierte Folgeprobleme keimen.

Denn das ist die Tücke der Moderne: Ihr Rationalisierungs- und Optimierungsanspruch gebärt stets nicht-intendierte Problemlagen.²⁷ Auch und gerade streng berechnete Problemlösungen produzieren neue Konstellationen und dadurch auch neue Schwierigkeiten, die in der jeweiligen Gegenwart nicht absehbar sind. Bedürfnisse, Werte, Lebensziele der Individuen ändern sich – nicht zuletzt eben durch die Resultate ehrgeiziger Modernisierungsprojekte – und stehen dann quer zu den ambitiös gesteuerten Entwürfen, da »die Bedingungen unserer bisherigen Erfahrung seit der Industrialisierung und seit der Technifizierung nie hinreichen, um kommende Überraschungen und Neuerungen vorauszusehen. Der Fortschritt produziert seit dem 18. Jahrhundert zwar eine Nötigung zur Planung, deren Zielbestimmungen aber infolge ständig neu hinzutretender Faktoren dauernd umdefiniert werden müssen. Der Fortschrittsbegriff erfasst genau jene Erfahrung unserer eigenen, unserer Neuzeit, die immer wieder unvorhersehbare Neuheiten gezeitigt hat, die gemessen an aller Vergangenheit schwer oder gar nicht vergleichbar sind.«²⁸ Und je pluralistischer sich eine Gesellschaft entwickelt, desto weniger passt die Konsistenz einer in sich stimmig gezeichneten Zukunftsblaupause auf die Vielfältigkeit der Einzelnen. Dies ist bekanntlich die Ambivalenz des Fortschritts schlechthin und ein ständiger Nährboden für keineswegs unplausible konservative Skepsis und Einreden, wie zu zeigen sein wird.

An den Bruchstellen der Fortschrittserfahrungen in der Moderne entzündeten sich soziale Bewegungen, entwickelten sich Biografien und Ideen, von denen im Weiteren ausführlich die Rede

sein wird. Die sozialistische Arbeiterbewegung war – und darin lagen in ihrer Geschichte Licht und Schatten zugleich – Zögling der Fortschrittserwartungen, ja des Fortschrittsdeterminismus der damaligen Zeit und ihrer maßgeblichen theoretischen Stichwortgeber. Allerdings war der spätere sozialdemokratische Besitzanspruch auf die progressive Idee historisch unangemessen, da der Fortschritt die nachgerade klassische Kampfpapare des frühen Liberalismus bereits seit den Jahren der Aufklärung gebildet hatte. Reinhart Koselleck hat präzise dargelegt, dass es sich bei der Philosophie des Fortschritts, jenem »linearen Achsenbegriff« des 19. Jahrhunderts, um die »Ideologie des aufsteigenden Bürgertums« handelte.²⁹ Aber er weist ebenso darauf hin, dass die Eigentümerschaft über das Fortschrittsversprechen zu wechseln pflegt, nämlich von avancierten früheren Aufsteigern zu neuen, jetzt ambitioniert nach vorn preschenden Schichten. Insofern lässt sich die Geschichte der Fortschrittsbewegungen stets auch als Historie des »Sich-Verzehrens« erzählen. Im dem Maße, wie die Fortschrittsforderungen und das Aufstiegsbegehren Erfolge zeitigen, verlieren ihre ursprünglichen Trägergruppen an Antrieb. Sie kommen an, sind saturiert, taugen demzufolge nicht mehr als Motoren kraftvoller Fortschrittlichkeit.

Uns wird einiges davon begegnen, ganz besonders in der Geschichte des deutschen Bildungsbürgertums, gewissermaßen als Sinn- und Positionskrise sowie Entstehungsort jugendlicher Bewegtheiten gegen überlieferte Konventionen, die keinen befriedigenden Ausdruck für neue Sozialisations- und Orientierungsbedürfnisse mehr boten.³⁰ Unzweifelhaft waren jedenfalls etwa der »Wandervogel« und die Lebensreformbewegungen³¹ um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert Produkt einer ihrer selbst nicht mehr sicheren Bildungsbürgerlichkeit. Die humanistisch gebildeten Bürger, die noch bis in die 1860er Jahre unbestritten den das Selbstverständnis prägenden Nukleus der bürgerlichen Klasse insgesamt ausgemacht hatten, litten am wachsenden Bedeutungsverlust gegenüber den gewerblichen Bürgern aus der Industrieproduktion.

Bei den deutschen Mandarins verstärkten sich infolgedessen die Distanz gegenüber der Moderne, der Argwohn gegen den Kapitalismus, die Urbanität, die Technik, den arbeitsteiligen Fortschritt insgesamt. Lebensphilosophische Traktate zirkulierten, reformpädagogische Experimente kamen auf, eine jugendbewegte Kultur jenseits der großstädtischen Lebensformen entwickelte sich.

Man klagte über die Mechanisierung, die Rationalisierung, die seelische Entleerung durch den alles beherrschenden Ökonomismus. Man fürchtete die Auflösung der Halt stiftenden Ordnungen, die Zerstückelung von Zusammenhängen, die Entbindung aus sozialen Zusammengehörigkeiten. Die Lebensreformer jener Jahre wollten wieder verknüpfen, was zerrissen worden war, wollten zur Symbiose bringen, was die neue Zeit atomisiert hatte. »Ganzheitlichkeit« lautete die Zauberformel der Lebensphilosophen des bildungsbürgerlichen Reformalltags. Gemeinschaften zu gründen, galt als integrales Projekt auf dem Weg dorthin. Die Eigenschaften und Fähigkeiten der in der Moderne von sich selbst entfremdeten Menschen sollten wieder zusammengefügt und ausbalanciert werden wie in den guten Zeiten, vor dem industriegesellschaftlichen Sündenfall.³² Das entlud sich allerdings nicht in einen aggressiven Generationen- oder gar Klassenkonflikt. In der Freideutschen Jugend sammelten sich keine frustrierten, gesellschaftlich blockierten Gruppen mit militanten kämpferischen Oppositionsneigungen. Auffällig war vielmehr, wie harmonisch die frühen »Wandervogel«-Zugehörigen mit Eltern und Lehrern ihres Milieus kooperierten, diese auch als Paten für die rechtsförmige Vereinsbildung brauchten. Das Gros der »Wandervogel« kam aus liberal geführten Häusern und Oberschulen, hatte nicht unter Kadavergehorsam oder Drill zu leiden. Dergleichen biografische Hintergründe finden wir ebenso vielfach bei Aktivisten der 68er-Emeuten.

Anders lagen die Verhältnisse in der Zeit der bündischen Jugendbewegung in den 1920er und frühen 1930er Jahren, deren Aktivisten sich schon rein äußerlich von der Vorgängergeneration des »Wandervogels« unterschieden.³³ Der romantische Lebensreform-Look war verschwunden; Uniformen, martialische Marschgebärden, kriegerische Radikalität in Sprache, Kleidung und Auftritt hatten die tagträumerische Naturschwärmerei und dilettierende Poesie verdrängt. Die Krise des protestantischen Bürgertums war durch den Sturz der Monarchie und die horrenden Sparverluste während der Hyperinflation elementar. Der im Wilhelminismus groß gewordene Teil des deutschen Bürgertums hatte wohl seine Selbstdeutung und seine exklusive Erwartung, auch die nationalistische Hybris, hatte das Sonderbewusstsein von der deutschen Sendung aus den Kaiserreichsjahren in die neue Republik mit hinüberzunehmen versucht, ohne aber die Risse und Ungereimtheiten des eigenen elitären Anspruchs auch nur einigermaßen glaub-

würdig übertünchen zu können. Je stärker die Grundlagen der einst hochrangigen Position ins Rutschen gerieten, desto starrer hielt der Großteil der Bildungsbürger an den überlieferten Attitüden und Regeln fest, die damit jedoch ihrer Überzeugungskraft mehr und mehr verlustig gingen.

Die Jugend dieses Bildungsbürgertums, der keinesfalls mehr die beruflich und sozial rosigen Perspektiven der Wandervogelkohorte winkten, empfand die Leere der Rhetorik der älteren Generation ihrer Klasse klar und illusionslos. Ihr fehlte jetzt ganz der pausbäckige Glaube des 19. Jahrhunderts an die Unvermeidlichkeit des unentwegten Fortschritts, den sinnhaften Verlauf der Geschichte, die wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten. Wie oft in solchen historischen Momenten – auch davon handelt dieses Buch an mehreren Stellen – wächst aus diesem Stimmungshumus das dezisionistische Verlangen. Nicht schwatzen, sondern handeln, hieß es jetzt in der bürgerlichen Jugend: Nicht debattieren, nicht finassieren, nicht diplomatisieren, sondern die zugespitzte Entscheidung, das Alles oder Nichts erzwingen.

Gute Zeiten für einen dezenten, reflektierten Liberalismus waren solche historischen Momente nicht. Der Liberalismus war zwar, gerade in Deutschland in seiner Entstehungszeit, eng mit dem Bildungsbürgertum verknüpft.³⁴ Doch für die Vermutung, dass akademische Bildung die probate Voraussetzung schlechthin für nüchterne politische Klugheit und liberal-tolerante Gesinnung ist, liefert die Geschichte deutscher Jungbildungsbürgerlichkeit kaum überzeugende Belege. Im jugendlichen Bildungsbürgertum machte sich im 19. und 20. Jahrhundert, als die sozialen Gefüge ins Wanken gerieten, überkommene Normen und Maßstäbe nicht mehr einleuchteten und nicht mehr wie zuvor Richtungen des Verhaltens vorgaben, ein entschiedener Anti-Liberalismus breit, im Gestus oft dazu als provokativ schmähende Anti-Bürgerlichkeit gekleidet. Dem nun verachteten Liberalismus im engen geistesgeschichtlichen Sinne hatten das Verfassungswerk, der Rechtsstaat, die Gewaltenteilung, die Garantie und der Schutz von Eigentum und freien Märkten genügt. Alles andere war ihm Sache der Bürger, des Einzelnen selbst. Im offenen Diskurs hatte sich zu entscheiden, was die Individuen für gut und richtig hielten. Liberale konnten selbst keine letzten Ziele, mochten keine holistischen Entwürfe für wertfixierte Lebensformen, lehnten Pläne für ein Utopia strikt ab. Daher ging es dem Liberalismus stets schlecht, wenn es in der

Gesellschaft gärten, die kollektiven Suchbewegungen ihre Märsche antraten, die Sehnsucht nach dem Kanaan begannen.

Gerade in der jungen Generation, die zu den berühmten neuen Ufern aufbrechen wollte, aber nicht wusste, wo sie lagen, daher nach Pfadfindern neuer Façon heischte, gerade in dieser Altersgruppe stieß der Liberalismus dann regelmäßig auf offene Ablehnung. In solchen historischen Momenten wird dem Relativismus, der Unbestimmtheit, der Entscheidungsschwäche, der Indifferenz, ja der Toleranz, dieser »immer wieder übelmachende[n] Wirkung des Lauen«³⁵, der ideologische Krieg erklärt. Politiker und Denker von Maß und Mitte finden kein Gehör. Es sind andere Figuren, die sich des Zulaufs und Zuspruchs erfreuen.

Und das galt ebenfalls wieder für diejenigen Liberalen in der Politik, die sich in Gestalt der Freien Demokraten in bundesrepublikanischen Zeiten gerne als die Partei von Maß und Mitte etikettierten, nicht zuletzt, um im Zentrum der parlamentarischen Regierungsbildung zu stehen. Doch zugleich haben sie im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts die politische Technik des Tabubruchs am stärksten in der bundesdeutschen Politik kultiviert, gewissermaßen mit Jürgen W. Möllemann und Guido Westerwelle mit Aplomb in das Parteienspektrum hineingeführt. Das wird in diesem Buch ausführlich beschrieben.

Mittlerweile ist der kalkulierte Verstoß von Reglements und Codes durch Formationen weit rechts von der Mitte bekanntermaßen geradezu Usus der politischen Praxis geworden; aber auch Parteien der Linken setzen von Fall zu Fall den demonstrativen Bruch, die überrumpelnde und provokative Aktion als sicheres Medium der Aufmerksamkeitsakquise ein. Historisch war der Tabubruch in der Tat primär Angelegenheit linksbürgerlicher Gesellschaftskritiker, radikaler Demokraten, Nihilisten, Bohemiens, Literaten, subversiver Aktionisten – schließlich der 68er. Und oft genug durften sie für ihre konventionskritische Verve einiges Recht beanspruchen. Je mehr Tabus in einer Gesellschaft existierten, desto enger wäre diese, klagte etwa der linksliberale Jungordinarius Ralf Dahrendorf im Jahr 1961, als er seinen Missmut über die »Provinzialität« und »dumpfe Enge« der Bonner Republik in der Zeitschrift *magnum* freien Lauf ließ: »Tabus machen unfrei, denn sie beschneiden das elementare Recht, Fragen zu stellen.« Auf diese Weise aber, so der Soziologe, werde das gesellschaftliche Selbstverständnis über kurz oder lang zur Lüge, mit der Folge, dass

das Tabu von heute »die Ursache der Revolution von morgen sein« werde. Dahrendorf hielt Tabus schlechthin für »Achillesfersen der Gesellschaft«³⁶.

Ein Soziologe der vorangegangenen Generation, Max Scheler, hatte eine andere Perspektive auf das Phänomen. Er fürchtete vielmehr das Ressentiment, die Aggression der Ohnmächtigen, die wider den Stachel von Autoritäten und Normen zu löcken versuchten. Willkür ersetze am Ende Ehrfurcht, die Grenzüberschreitung entbinde die Gemeinschaft, heble die Regeln aus – unterminiere die christliche Nächstenliebe.³⁷ Das mochte eine übertrieben pessimistische Sichtweise gewesen sein, während Dahrendorf für seine vehementen Attacken auf die Allgegenwärtigkeit konfliktunterdrückender und herrschaftssichernder Tabus seinerzeit nachvollziehbare Argumente vorzubringen vermochte. Und dennoch war gerade zum Ende des Jahrzehnts, an dessen Beginn Dahrendorf das Regime der Tabus linksliberal herausgefordert hatte, historisch ebenfalls wieder zu beobachten, dass statt der verkündeten neuen diskursiven Offenheit eine schroff dogmatische Alternativmetaphysik folgen konnte – ungeduldig, herrisch Zustimmung verlangend, nicht minder einseitig und apodiktisch.

Zugleich wurde durch den Bruch zivilisierender Tabus – auch solche existierten schließlich – fortgenommen, was zuvor unterschwellige Aggressionen, Ressentiments, Destruktionstribe einigermaßen im Zaum gehalten hatte, was auch heterogene Gruppen zusammenleben ließ, was Gesellschaften entlastete. Nicht zufällig folgen auf kulturrevolutionäre Zeiten der fortwährenden Traditionsbrüche verlässlich Phasen des Ruhebedarfs, des konservativen Stabilitätsverlangens. Fortwährend muss der Tabubruch allerdings schon in Gang gesetzt und weitergetrieben werden. Das macht ihn als politisches Instrument zwar anfangs rasch erfolgreich, im weiteren Verlauf aber hochgefährlich. Der Trieb zur Eskalation, die nicht mehr beherrschbare Verschärfung des Regelbruchs und der Attacken, ist dieser Strategie inhärent. Denn die Politik der Provokation erfordert kompromisslose Konsequenz. Der jeweils nächste Regelverstoß muss noch um eine zusätzliche Volte unverschämter und maßloser ausfallen, sonst verpufft er.³⁸

Ebendas aber entgrenzt Politik, enthemmt und radikalisiert sie, wirkt nach innen wie außen zerstörerisch. Will man nicht bis zur explosiven Endstufe fortschreiten, wird man jedoch unweigerlich erkennen, dass der Köcher mit politischen Rezepten leer ist.

Ernüchterung, Genierlichkeiten über den eigenen vorangegangenen Rausch, pure Ratlosigkeit sind die Folgen. Das ist in dieser Schrift ein großes Thema. Für die Politik ist es ein riesiges Problem. Denn der überraschende Coup, der Akt der provozierenden Überumpelung, garantiert das jähe Interesse von Medien und elektrisiert das Publikum. Aber was folgt dann? Wie erhält man die Aufmerksamkeit, ohne der (auto-)destruktiven Dynamik des Eskalationszwangs bzw. einer Trivialisierung der Methode durch einfallslosen Dauergebrauch zu verfallen? Bislang sind Antworten darauf nicht bekannt.

*

So in etwa spannt sich der Bogen dieser Publikation. Vieles hiervon ist in ersten Fassungen bereits erschienen, besonders in der *INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* des Göttinger Instituts für Demokratieforschung. Das meiste ist für das Buch überarbeitet, modifiziert, ergänzt und aktualisiert worden, wobei mir Robert Lorenz und Katharina Rahlf sehr geholfen haben. Der eine oder andere Leser mag sich fragen, warum es der Autor bei einer solchen Bündelung belassen hat. Auch dürfte es Leser geben, die sich seit einiger Zeit schon darüber wundern, dass es vom Verfasser seit bald drei Jahren kaum noch etwas, wie doch zuvor so vielfältig, an Essays und Kommentaren in Tages- oder Wochenmedien zu lesen gibt. Nun: Es ist der Krebs, der mich wieder und wieder zu langen Krankenhausaufenthalten, zahlreichen Operationen und Chemotherapien genötigt hat. Dies, was hier vorliegt, ließ sich der Krankheit abtrotzen. Das noch zu können, war wichtig für mich, um der Resignation zu widerstehen.

Göttingen, im März 2017

REBELLISCHE JUGEND UND IHRE VORDENKER

1. Der große Aufbruch im Jahr 1913

Das patriotische Deutschland rüstete sich seit dem Sommer 1913 für ein monströses Denkmalsfest im westlichen Sachsen. Aber einige wollten partout nicht hingehen. Dabei waren sie keineswegs weniger vaterländisch gesinnt, nicht minder der Heimat und der Nation zugetan. Auch opponierten sie nicht gegen den Kaiser, trotzten weder Volks- noch Preußentum. Nur am Spektakel im Südosten von Leipzig wollten sie nicht teilnehmen. Dort hatte man bereits seit 1897, 15 lange Jahre also, an einem massigen Denkmal gebaut, das an die Völkerschlacht hier gegen Napoleon Bonaparte erinnern sollte. Die Einweihung des 91 Meter hohen Monuments wurde auf dem 18. Oktober platziert. Natürlich war seine Majestät, Kaiser Wilhelm II., zugegen nebst mehreren anderen Fürsten und Königen. Der akademische Nachwuchs marschierte in den organisierten Reihen von studentischen Korporationen und Verbindungen farbenkräftig auf.

Doch, nochmals, einige fehlten, gerade aus dieser Schicht und Kohorte der Studentenschaft. Sie obstruierten nicht den Anlass der Leipziger Festivität, standen nicht im Gegensatz zum Hause Hohenzollern. Aber sie störten sich an der konventionellen Kultur der nationalen Feste, an den Kommersen uniformierter Studenten, am Alkohol, der dort floss, am Tabakdunst, der allgegenwärtig war, am Gegröle, das zum Ende der Veranstaltungen regelmäßig aufkam. Für die Leipziger Denkmaleinweihung war mit all dem wieder zu rechnen. Daher zog es diejenigen, die das nicht goutierten und von denen viele in Göttingen, Marburg und Jena studierten, in die Lebensreform und Natur, im Oktober 1913: zu einem alternativen Ort der Erinnerung an die Befreiungskriege. Man traf sich auf einem 753 Meter hohen Berg in der deutschen Mitte, vier-

zig Kilometer östlich von Kassel, fünfzig Kilometer südlich von Göttingen gelegen, mit einem weiten Hochplateau, das sich daher bestens für eine größere Anzahl von Teilnehmern und Darbietungen eignete. Wir reden vom Meißner im Fulda-Werra-Bergland, der Heimat, wie erzählt wird, von Frau Holle, die hier ihre berühmten Betten ausschüttelte.¹ Die juvenilen Initiatoren der Gegenveranstaltung zum großsporigen Leipziger Denkmalsakt strebten auf dem Meißner eine Begegnung ganz im »Geiste der Jugendbewegung« an.

Die Jugendbewegung war seit der Jahrhundertwende der Dornier-Cri im gebildeten Bürgertum. Überhaupt herrschte kein Mangel an Jugend im Deutschen Reich um 1900. Deutschland zählte damals 56,4 Millionen Einwohner; davon waren gut 25 Millionen jünger als zwanzig Jahre.² Deutschland war jung – als Nation, als Staat, als Industriegesellschaft. Doch war die Kategorie der Jugend nicht in erster Linie biologisch gefasst, war nicht der bloße Sammelbegriff für 14- bis 21-jährige junge Menschen. Neu war, dass sich diejenigen, die sich nun selbst zur Jugend zählten, als etwas Eigenes verstanden, das sich abhob von der Lebensart der Älteren und das sich in der Erfahrungswelt von Gleichaltrigen überlokal, gleichsam reichsweit, wiederfand. In der Jugend des späten Wilhelminismus drückten sich die Resultate und Wirkungen der jähen sozialen, ökonomischen und kulturellen Transformationsschübe während des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts aus. In der Gesellschaft dominierten weiterhin noch Verhaltensmuster, Einstellungen und Wertmaßstäbe, die aus den Zeiten des ersten Wilhelm und des großen Bismarck stammten, aber im frühen 20. Jahrhundert nicht mehr recht passten. In solchen Momenten pflegten die Sozialisationsmotoren zu stottern, da junge Leute in der Zeit ihrer Orientierungsfindung Widersprüchlichkeiten zwischen realen Lebensformen und rhetorischer Ausdeutung höchst sensibel bemerken. Das ist oft genug der Ausgangspunkt für einen Konflikt der Generationen, letztlich: für eine Anpassung der Sozialisationsnormen an veränderte Gegebenheiten.

Doch darf man nicht zu schnell zu pauschal werden. Im Grunde vereinnahmt allein der Begriff Jugend mehr, als er historisch wirklich erfasst hat. Zumindest die Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts setzte sich nur aus einer Minorität der damals heranwachsenden Deutschen zusammen. Die Akteure dieser Jugendbewegung verstanden sich auch als Avantgarde, nannten sich stolz

selbst Elite, fühlten sich als besondere Auslese. Man musste schon über Zeit und Muße, über eine spezielle kulturelle Ausstattung verfügen, um Jugendkultur konstituieren und ausfüllen zu können. Arbeiterjugendliche konnten daran zunächst nicht teilhaben, auch nicht Bauernkinder, nicht einmal die Zöglinge von Angestellten, Krämern oder Wirtschaftsbürgern. Die Jugendbewegung der Jahrhundertwende war Produkt der Bildungsbürgerlichkeit; ihr Entstehungsort war das Gymnasium. Diese Geschichte ist oft erzählt worden, daher kann man sich knapp halten. Alles begann in Steglitz, so um das Jahr 1896, mit einem Studenten der Rechtswissenschaft und Liebhaber der Stenografie. In seinen Kursen zur Kurzschrift animierte er Schüler aus den oberen Klassen des Steglitzer Gymnasiums zum gemeinschaftlichen Wandern. Erst nahm man sich den Grunewald zum Ziel, dann marschierte man ins Nuthetal, südlich von Berlin.³ Und so dehnte man die Wanderungen und Fahrten Jahr für Jahr aus, bis es an den Rhein ging.

Als der Stenograf, Hermann Hoffmann, die Stadt und das Reich aus beruflichen Gründen verließ, folgte ihm ein Gymnasiast aus seiner Wandergruppe, Karl Fischer. Die jugendbewegte Geschichtsschreibung machte Fischer in den folgenden Jahrzehnten zur Kultfigur, zur Ikone eines autonomen Jugendprotests gegen Eltern und Schule. Er, nicht Hoffmann, galt fortan als Gründer der Bewegung.⁴ Dabei war Fischer ein rechter Sonderling, wie man ihn häufig in den Anfangsjahren sozialer Bewegungen und Generationskulturen findet. In der Schulzeit, während des Studiums, im Beruf gelang ihm wenig. Salopp könnte man ihn als eine gescheiterte Existenz bezeichnen. Dafür ging er ganz in der Organisation der Steglitzer Gymnasialwanderer auf. Er machte aus der losen Gruppe 1901 einen stabilen Verein, den »Wandervogel. Ausschuss für Schülerfahrten«, zog feste Strukturen ein und begründete eine Art Autokratie.⁵ Er, Fischer, stand an der Spitze, alle hatten ihm, Fischer, zu huldigen, seinen, Fischers, Weisungen Folge zu leisten. Mit Fischer wanderte man nicht – man marschierte. Er legte Wert auf militärische Disziplin, ermunterte seine Adepten zu Kriegsspielen in freier Natur. Gerade die Jüngeren im Wandervogel verehrten ihn, liebten ihn für sein Soldatentheater. Doch je älter die Wandervögel wurden, desto stärker störten sie sich an der eitlen Egozentrik Fischers. Die Gefolgschaft bröckelte, der Prophet des Jugendreiches war zutiefst verletzt, verließ seine Gemeinschaft, die ihm bis dahin doch alles bedeutet hatte. Er ging 1906